

Die Burgruine von Oberwangen bei Bern

Autor(en): **Tschumi, O. / Santschi, W. / Rytz, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums**

Band (Jahr): **15 (1935)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1043206>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Burgruine von Oberwangen bei Bern.

Von O. Tschumi.

Mit Beiträgen von W. Santschi, W. Rytz und W. Kuenzi.

A. Ausgrabung.

Im Spätherbst 1935 grub der arbeitslose Maurer R. Dauwalder auf dem Kehrhübeli in Oberwangen bei Bern nach Steinen und stiess dabei auf ein mächtiges Mauerwerk. Er meldete dies sofort Lehrer W. Santschi, der in freundlicher Weise das Museum benachrichtigte. Man schritt trotz der vorgerückten Jahreszeit zur systematischen Ausgrabung des Mauerwerkes unter der Leitung der Organe des Historischen Museums. Mit der Aufsicht wurde Herr W. Santschi betraut, der sich der Aufgabe mit grösster Hingabe widmete.

Fundbericht

von W. Santschi.

«Im November 1935 konnte auf Weisung des Bernischen Historischen Museums in Bern mit den Ausgrabungen begonnen werden, die mit einigen Unterbrechungen bis zum Februar 1936 dauerten. Die Arbeit ging in folgenden Etappen vor sich: 1. Humusaushub und Freilegung der Aussenseiten. 2. Freilegung des Innenraumes, eingeschlossen die grubenartigen Vertiefungen im Mergelboden und Ausräumung des senkrechten Schachtes mit den beiden Blindgängen. Dazu sei kurz folgendes ausgeführt: Zu 1. Nach Entfernung der spärlichen Humusdecke wurden die Aussenseiten ungefähr 1 m breit und 1,7–3,1 m tief bis auf das Fundament freigelegt. Im grossen und ganzen bestanden die obere zwei Drittel des ausgehobenen Materials aus Mauerschutt, in Form von Kalkmörtel und rohen oder behauenen Natursteinen. Das untere Drittel bildete Naturmergelboden aus Ton, Sand und Kalk, mit wechselndem Steingehalt, auf der Moräne aufruhend. Im untern Mauerschutt fanden sich einige wenige Stücke von römischen Leistenziegeln, die anfänglich die Idee von einer römischen Anlage aufkommen liessen. Am Fundamente der Südmauer lag Richtung WO in 2,4 m Tiefe ein Skelett von ungefähr 1,8 m Länge, ohne Beigaben und ohne rechte Hand. Am Fundament der Nordmauer, unmittelbar vor der Durchbruchstelle in derselben, lagen menschliche Skeletteile ohne Beigaben; doch lagen ganz nahe dabei eine verzierte Elfenbeinperle,

ein sechskantiges, verziertes Knochenstücklein und zwei unförmliche Bronzeklumpchen. Auf der Höhe der Grabstelle war der Mergel von aussen her durchbrochen. Unter der Auslaufstelle, die sich in ungefähr 2,2 m Höhe vom Fundament in der Ostmauer befindet, kamen viele kleine Knochen von Vögeln, Fischen und eine Unmenge Schneckenhäuschen in der schwarzen, humusreichen Erde zum Vorschein. Längs der Westmauer zeigte sich eine bis 20 cm mächtige Brandschicht, deren Ausdehnung erst bei der Planierung der Stelle bestimmbar sein wird. Sie enthielt verkohlte Knochen, Rundholz und Bretterstücke mit kurzen, handgeschmiedeten Nägeln, ein Eisenschlüsselchen und einen hochgeschwungenen Eisensporn. Diese Brandschicht lag grösstenteils unter dem Mauerschutt, teilweise auch damit vermischt. Zu 2. Innerhalb der Mauern zeigte das Material von oben nach unten folgende Schichtung:

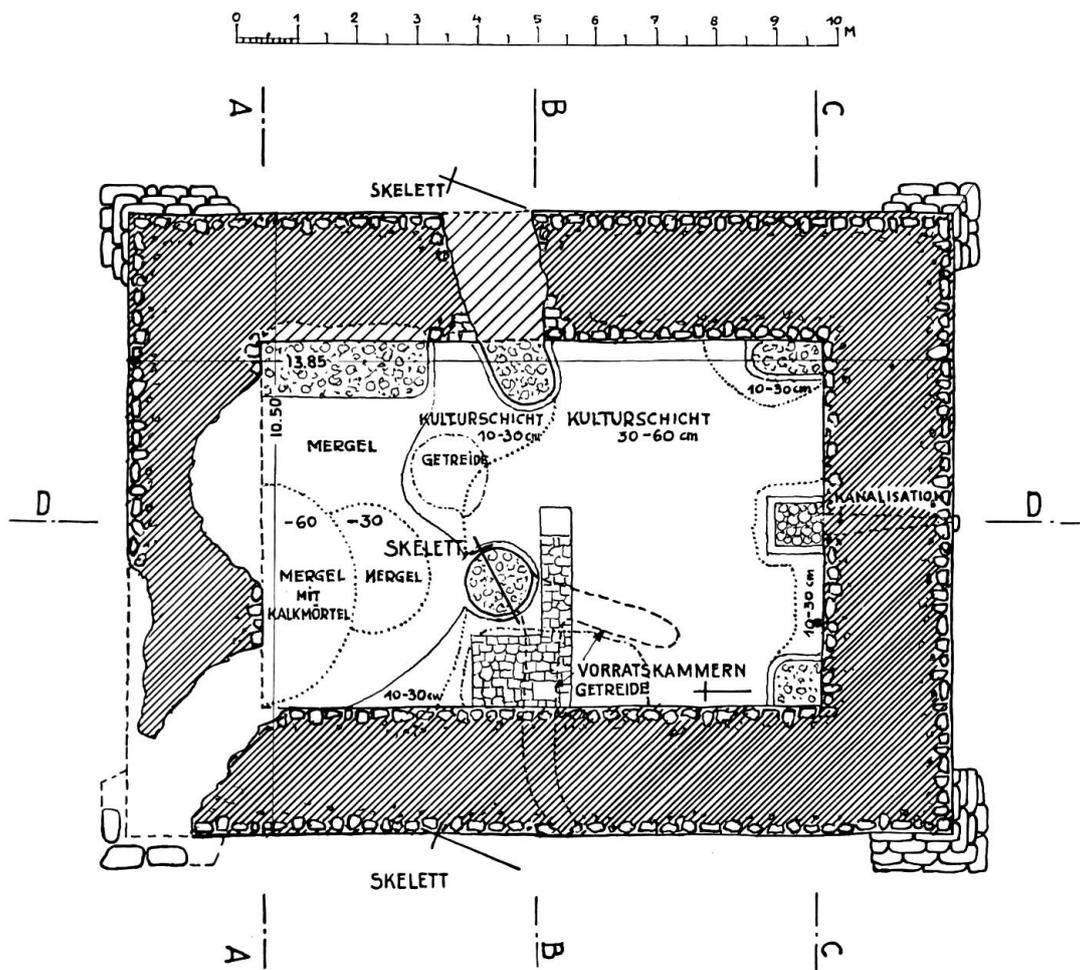
- a) Mauerschutt 1,5–2,2 m mächtig; darunter und teilweise damit vermischt, aber nur in den untern Partien.
- b) Brandschicht 2–10 cm mächtig;
- c) Kulturschicht 20–60 cm mächtig, direkt auf dem Mergelboden.

Im Mauerschutt lagen zwei Hirschgeweihstücke mit Schädelpartien (Kiefer). Die Brandschicht breitete sich über die gesamte Innenfläche aus, radial gegen die Mitte in 5–15 Grad herablaufend, besonders ausgeprägt auf der südlichen Hälfte, in deren Mitte die reichlichen Getreidefunde gemacht wurden. Ungefähr $\frac{2}{3}$ der östlichen Innenfläche waren von der Kulturschicht bedeckt, deren genaue Untersuchung sich reichlich lohnte; ruhten doch in ihr über ein Kubikmeter Tierknochen, vor allem vom Schwein, Ziege oder Schaf, Pferd und Rind usw.; Pfeil- und Lanzenspitzen, Messer, Wetzsteine, Schlüssel, Nadeln, Spinnwirtel, Münzen, eine Armbrustnuss, eine Zierscheibe, eine Steinlampe usw.

Die Kulturschicht bestand zu 80 % aus Humus, daneben aus eingestreuter Asche, von der kleine Schichten gut festgestellt werden konnten; ferner aus Steinen, namentlich in der Gegend der Herdstelle, deren rechteckige Ausdehnung, Mächtigkeit und Zusammensetzung gut festgestellt werden konnte. In den grubenartigen Vertiefungen des Innenraumes auf der Nord- und Westseite, in dem senkrechten Schacht und in den Blindgängen lagen Mauerschutt und grössere Steine, und auf dem Boden des Schachtes oder der Zisterne fand sich ein halbes, menschliches Becken, wahrscheinlich von dem quer in der Zisterne liegenden Skelett (Richtung W–O) herrührend. Dieses muss bei der Anlage des Schachtes durchschnitten worden sein, denn in der Ostwand staken die Füsse mit den halben Unterschenkelknochen und in der Westwand der Schädel. Das Skelett mass ca. 1,6 m Länge und lag 1 m tief im Mergel. In der SO-Turmecke, längs der Südmauer, lagen die Skelettreste eines Kindes.»

Ergebnisse der Ausgrabung.

Das Gebäude, offenbar ein Wohnraum, besteht aus vier Mauern von 2,2 m Dicke, die ein Rechteck von 13,85 m Länge und 10,5 m Breite bilden. An den vier Ecken sind Verstärkungen in Form von Ecksockeln angebracht, die eine Länge von 1–2 m und eine Mächtigkeit von höchstens 60 cm aufweisen. In der Ostmauer befindet sich in 2,2 m Höhe über dem ursprünglichen Niveau ein Wasserausguss von 13 cm



Weite, mit schwachem Gefälle nach aussen. Die Nordmauer ist offenbar früher von Schatzgräbern durchbrochen worden, die Südecke erst 1935.¹⁾

Im Innenraum ($9,3 \times 6,3$ m) war durch ein 45 cm mächtiges Mäuerchen, Richtung SO–NW, eine Küche und ein Vorratsraum abgeteilt; an dem NW-Ende des Mäuerchens lag eine nahezu quadratische Steinplatte (50 cm Seitenlänge). Es hat den Anschein, als ob diese einem

¹⁾ Die Planaufnahme verdanken wir Herrn Architekten H. Flückiger, Gruppenleiter des Technischen Arbeitsdienstes des Kantons Bern.

Holzpfosten zur Stützung des höher gelegenen Wohngemaches als Basis diente. An dieses Steinmüerchen schloss sich eine 60 cm nach S vorspringende Steinsetzung an, auf der sich die Herdanlage erhob, von der noch die Herdplatte vorhanden war. An die Herdstelle schloss sich ein kreisrunder Schacht oder eine Zisterne von 0,85–1 m Durchmesser, die in 3,9 m Tiefe in den Mergelboden hinunterreichte und sich nach 1 m Entfernung NO in zwei schlauchartige Blindgänge von 65–70 cm Höhe gabelte. Der nordöstliche wies eine Länge von 1,8 m und eine Breite von 50–60 cm auf, der südöstliche eine Länge von 3,5 m, sich von 50 cm allmählich auf 30 cm verengend. Vermutlich dienten Schacht und Gänge als Wasserbehälter. Nordöstlich der Mittelmauer lagen in dem Vorratsraum mächtige Getreidehaufen, in denen der Weizen vorherrschte, aber auch Gerste und Hafer, Kolbenhirse, Kornrade, Samen von Linsen und Erbsen vorkamen. Die fachmännische Bestimmung dieser Sämereien durch Herrn Professor Dr. W. Rytz ergibt für den Botaniker und Kulturhistoriker wertvolle neue Einsichten.

Auf der Innenseite der Ausgussöffnung in der Ostmauer befand sich ein Trockenmauerwerk (Breite 60, Tiefe 80, Höhe 20 cm). Zwischen den Steinen lag blauer Lehm; offenbar stand hier eine Art Schüttstein, durch den das Wasser in den Ausguss hinunterfloss und den Weg ins Freie fand.

Wir dürfen wohl nicht fehlgehen, wenn wir in diesem grossen Raum die Wohnküche mit anstossender Vorratskammer und Zisterne erblicken.

Die Tierreste interessieren uns besonders, weil sie nach fachmännischer Untersuchung durch Herrn Dr. W. Küenzi die Anwesenheit eines kleinen Pferdes und Rindes, aber namentlich auch die Reste des Bibers ergeben und so die Kenntnis der spätmittelalterlichen Haus- und Wildtierfauna fördern.

Von einer Eingangstüre ist keine Spur gefunden worden. Das hat wohl seinen Grund. Mutmasslich befand sich eine solche im obern Stockwerke, und man konnte sie nur mittelst einer beweglichen Treppe erreichen, die von oben heruntergelassen wurde. Der Wohnturm dieser Zeit hat eben vorwiegend Festungscharakter. Vom Obergeschoss zeugt wahrscheinlich die Brandschicht auf der Westseite; bei der Einäscherung der Burg muss dieses nach der Westseite hin eingestürzt sein. Dass die Burg tatsächlich niedergebrannt wurde, geht nicht nur aus der Brandschicht auf der Westseite hervor, sondern erhellt allgemein aus den rotgebrannten Steinen der Mauern und der Verbrennung der Getreidevorräte im Innern des Wohnturmes. In der Geschichte der Burg werden wir sehen, wann und unter welchen Umständen mutmasslich der Wohnturm eingäschert worden ist.

Die Frage der römischen Leistenziegel können wir hier nur streifen. Sie sind in geringer Anzahl gefunden worden, aber sie sind nicht wegzuleugnen, sowenig wie eine Terra Sigillatascherbe unter den Kleinfunden von Oberwangen. Wir ziehen daraus den Schluss, dass in Oberwangen eine kleine römische Siedelung bestand, von der hier die ersten spärlichen Spuren vorliegen. Den neuerdings versuchten Ausweg, die Herstellung römischer Leistenziegel bis ins Mittelalter unverändert fort dauern zu lassen, möchten wir vermeiden.

B. Die Untersuchung der Sämereien.

Von W. Rytz.

Die grosse Masse der verkohlten Sämereien besteht aus Getreidekörnern, unter denen die Weizenkörner weitaus dominieren. Schätzungsweise macht ihr Anteil unter allen etwa 80 % aus. Die Körner, die ich als Triticum (Weizen) bestimmt habe, sind recht vielgestaltig. Sie schwanken in der Länge von 6,5 : 3,5 mm, in der Breite von 4 : 1,5 mm. Es gibt lange und schlanke neben kurzen und dicken, aber natürlich auch alle Zwischenstufen. Sehr wahrscheinlich handelt es sich um die schon seit der Pfahlbauzeit bei uns weit herum angebaute Hauptart: *Triticum vulgare* Vill., aber im verkohlten Zustand ist es ausserordentlich schwer, die Artmerkmale zu prüfen. Zudem sind alle Körner ganz ohne Spelzen, wie sie eben nach dem Dreschen erhalten werden. Die besten Merkmale gäben gerade die Spelzen, die leider nicht erhalten geblieben sind. Die grosse Mannigfaltigkeit nach Grösse und Form lässt auch vermuten, dass es sich mindestens um mehrere Rassen, wenn nicht sogar um mehrere Arten handelt. Der Embryo ist bei allen Körnern fast genau gleich lang, und auch die Furche zeigt einheitlich geringe Tiefe. Das Querschnittsprofil ist nicht einheitlich. Allerdings muss dem Verkohlungsprozess gebührend Rechnung getragen und viele Unregelmässigkeiten ihm zugeschrieben werden. Gerade das Vorkommen von fast kugelrunden Körnern ist so zu deuten, dass hier eine Blähung zustande kam, die deshalb möglich war, weil die betreffenden Körner oberflächlich lagen und so rascher verbrennen konnten als jene, die nach aussen hin durch die Masse anderer Körner abgeschlossen waren; bei ihnen verlief der Verbrennungs- (Verkohlungs-)vorgang wesentlich langsamer. Ich stütze mich hier hauptsächlich auf Beobachtungen und Versuche von C. Schröter in Zürich und seine Aufzeichnungen, wie sie in den Sammlungen von Sämereien aus prähistorischen Fundstellen im Botanischen Museum der E. T. H. in Zürich niedergelegt sind. Ähnliche Untersuchungen hat übrigens auch Marja Matlakowna angestellt (*Acta Soc. Botan. Poloniae* Vol. III, Nr. 2, 1926) und erhielt auch entsprechende

Resultate. Trotzdem vermochte diese Autorin die verschiedenen Arten auf Grund der Querbruchbilder einigermaßen zu unterscheiden, was mir bis jetzt nicht recht gelingen wollte. Vielleicht liegt der Grund zu diesem Misserfolg in dem Umstand, dass mir überhaupt nur Körner einer einzigen Art (*T. vulgare*) vorlagen. Von besonderem Interesse wäre der Nachweis von *Triticum Spelta*, dem Dinkel, der ja schon seit der Bronzezeit in der Schweiz gebaut wurde, von dem aber gerade aus römischer und frühmittelalterlicher Zeit sehr wenige sichere Belege bekannt sind.

An Häufigkeit folgt dem Weizen, aber in weitem Abstand, die Gerste, *Hordeum hexastichum* L. Wenn ich die gefundenen Gerstenkörner zur sechszeiligen Gerste rechne, so leiten mich hier weniger sichere Unterscheidungsmerkmale — obschon diesmal bespelzte Körner vorliegen — als vielmehr die grosse Wahrscheinlichkeit, die für diese Art spricht und daher die etwa noch vorhandene Unsicherheit überwinden hilft. Es darf nämlich als so ziemlich erwiesen gelten, dass die zweizeilige Gerste (*H. distichum* L.) erst mit der historischen Zeit in Mitteleuropa erscheint, hier aber allem Anschein nach erst im späteren Mittelalter häufiger gebaut wurde. Dagegen muss ich es unentschieden lassen, ob die vorliegende Form zur eigentlichen sechszeiligen Gerste s. str. (= *H. vulgare* ssp. *hexastichon* [L.] Asch.) oder zur vierzeiligen (*H. vulgare* ssp. *polystichon* [Haller] Sch. u. K.) zu stellen ist.

Die dritte Getreideart unseres Materials ist der Hafer, *Avena sativa* L., der bald in bespelzten, bald in entspelzten Körnern vorkommt. Verglichen mit rezenten Haferkörnern sind die von Oberwangen etwas kleiner, teilweise auch um ein geringes schwächer; aber die charakteristische Abgliederungsstelle am Grunde des Ährchens und ebenso das darüber entspringende kurze, etwas keulige Axenstück lassen keinen Zweifel übrig, wie auch bei den unbespelzten Körnern deren Form und dickliches, behaartes Ende. Bemerkenswert ist die verhältnismässig geringe Menge. Wenn ich vorhin den Anteil des Weizens mit 80% bewertete, so schätze ich den Anteil der Gerste auf 10% und den des Hafers auf etwa 1–2%. Es ist natürlich möglich, dass in andern Proben des sehr reichlichen Materials (3–4 l) etwas andere Verhältnisse vorkommen.

Mit dem Hafer ist nun die Zahl der Getreidearten noch nicht erschöpft. Von Roggen konnte ich zwar keine Spur bemerken, dafür traf ich einige Körner der Kolbenhirse, *Setaria italica* Beauv. (= *Panicum italicum* L.), die zwar ebenfalls etwas kleiner waren als die zum Vergleich herangezogenen rezenten Körner. Anscheinend lagen sie unter mächtiger Bedeckung, als sie zum Verkohlen kamen, so dass Blähungen ausblieben und die Oberflächenskulpturen überaus deutlich blieben, deutlicher als beim Vergleichsmaterial. Es ist übrigens nicht ganz ausgeschlossen, dass

eine besondere Rasse vorliegt; ich werde diese Möglichkeit noch weiter prüfen.

Ausser diesen Getreidearten liessen sich noch andere Gräser nachweisen, doch gelang es mir bis jetzt noch nicht, diesen Karyopsen einen bestimmteren Namen zu geben. Es ist möglich, dass u. a. die Gattung *Bromus* vertreten ist. Ob diese Grassamen als wirkliches Getreide, oder als Sammelfrucht, oder endlich nur als Unkraut den übrigen Getreidekörnern beigemischt sind, ist vorderhand nicht zu ermitteln.

Unter den restlichen Sämereien konnten noch die folgenden bestimmt werden:

Agrostemma Githago L., die Kornrade, die recht häufig, etwa zu 4% in der gesamten Körnermasse zu finden war. Wie heute die Kornrade sich trotz der sorgfältigen Reinigung des Saatgutes noch recht oft in unsern Getreidefeldern, besonders des Roggens, findet, so hat dieses Unkraut auch schon in frühester Zeit eine Rolle gespielt. Sie wurde seinerzeit schon in Robenhausen nachgewiesen.

Besonderes Interesse verdient sodann die Linse, *Lens culinaris* Medikus, von der eine Anzahl Samen angetroffen wurden, die mir wohl anfangs einiges Kopfzerbrechen verursachten. Immerhin scheint mir die Bestimmung hinreichend gesichert, da die Samen recht gut erhalten sind, wenn auch wieder um ein wenig kleiner als rezentes Vergleichsmaterial; vielleicht handelt es sich um die var. *microspermum*. Der Durchmesser dieser Samen betrug nur 3–3,5 mm.

Auch von einer zweiten Leguminose, der Erbse, konnten Samen nachgewiesen werden, aber nur sehr selten. Sie waren etwas unregelmässig kugelig, wie wenn sie durch gegenseitigen Druck leicht abgeflacht worden wären. Auch die Grösse war nicht wie bei den mir gut bekannten Beispielen aus dem Neolithikum. Es dürfte sich um *Pisum sativum* L. ssp. *arvense* (L.) A. u. G. handeln.

Einen interessanten Fund stellt auch die blaue Kornblume, *Centaurea Cyanus* L. dar, von der eine kleine Zahl von Achänen sich vorfanden, eine derselben noch versehen mit einigen Pappushaaren.

Endlich bleiben noch die Früchtchen einer nicht sicher zu bestimmenden Knöterichart, möglicherweise von *Polygonum Convulvulus* L. Sie sind etwas kleiner als sie bei der erwähnten Spezies vorzukommen pflegen, auch in den Wölbungen der Seitenwände nicht ganz nach dem gewohnten Typus gebaut, so dass ich die genaue Zuteilung weiteren Belegen vorbehalten möchte.

Wie immer bei derartigen Untersuchungen bleibt noch ein Rest von unbestimmbaren Proben, deren Zustand nicht hinreicht, um eine Bestimmung zu erlauben; auch hier muss abgewartet werden, ob noch

mehr davon — und dann mit besser erfassbaren Eigenschaften — zum Vorschein kommt.

Überblickt man die Gesamtheit dieser Funde, so ergibt sich mit absoluter Sicherheit, dass hier ein Vorrat von Körnerfrucht ans Licht gefördert wurde, der mit dem Gebäude, in dem er aufgestapelt war, das gleiche Schicksal erfuhr, niederzubrennen. Ob die einzelnen Arten getrennt aufbewahrt worden waren, kann nicht mehr angegeben werden. Am ehesten dürfte wohl die Linse getrennt von den Getreidekörnern versorgt worden sein. Sodann liegt es sehr nahe, dass die unbespelzten Weizenkörner schwerlich zusammen mit den bespelzten Gersten- und Haferkörnern aufgestapelt wurden. Schon ihre Verwendung spricht für Trennung, die einen sind Brotfrucht (Weizen), die andern wenigstens zur Hauptsache zur Herstellung von Brei (Hafer) oder zum Rösten (Gerste) gebraucht worden. Diesen Körnern waren nicht selten Früchtchen und Samen von Unkräutern beigemischt, wie dies übrigens auch heute noch der Fall ist. Ich habe mich etwas gewundert, dass die Zahl dieser Unkraut-Beimischungen nicht noch grösser war. Hätten etwa neolithische Getreidevorräte in diesem Mengenverhältnis vorgelegen, so wären sicher noch weit mehr Unkräuter aufzufinden gewesen. Wichtig sind diese an sich ja nebensächlichen Zutaten schon deshalb, weil sie uns über Herkunft der einzelnen Getreidearten oft besser Auskunft geben können, als diese selber. So weist die blaue Kornblume (*Centaurea Cyanus*) unzweifelhaft auf die Mittelmeerländer, die zwar nicht als Ursprungsland unserer Hauptgetreidearten (ausgenommen des Hafers), wohl aber als Durchgangsgebiet eine Rolle gespielt haben müssen. Sodann ist es nicht unmöglich, dass gerade die Menge dieser Unkrautsamen einen Hinweis zu geben vermag auf die Art der Behandlung der Getreidevorräte, des Saatgutes. Jedenfalls pflichte ich Netolitzky (20. Ber. Röm.-German. Komm. pro 1930) durchaus bei, wenn er bemerkt: « Diese Begleiter der Nutzpflanzen haben uns noch vieles zu sagen ».

C. Die Tierreste,

von W. Küenzi.

Die Knochen-Ausbeute ist ziemlich reich und erlaubt die Bestimmung einer grössern Anzahl von Tierarten. Da es sich aber fast oder ganz ausschliesslich um Nahrungsreste aus einem Küchenabfallhaufen handelt, sind die meisten Stücke zerschlagen, besonders die grössern Röhrenknochen; dazu kommen noch die späteren Zerstörungen der Überdeckungszeit. Ganze Schädel oder Schädelhälften, die zur Entscheidung von Rassenfragen, besonders bei Haustieren, unentbehrlich sind, fehlen

völlig. Wie in den meisten ähnlichen Fällen (Pfahlbauten, Römersiedlungen, Burgen) ist die Häufigkeit der einzelnen Skelettteile ganz verschieden; sehr zahlreich sind meist Unterkiefer, häufig die Bein- und Fussknochen, seltener (ausser beim Schwein) die Wirbel und Rippen und besonders spärlich die Knochen des Oberschädels. Manche Arten sind nur mit ganz wenigen Stücken, gleichsam zufällig, vertreten, und dies legt in den Schlüssen auf die Viehzucht und die Jagdbeute jener Zeit grosse Vorsicht nahe; denn es kann doch wohl ebenso gut eine Tierart zufällig fehlen oder schwächer vertreten sein.

Der Menge nach dominieren die Haustiere sehr stark, während die Wildtiere zwar mit etwa gleichviel Arten, aber fast alle nur mit wenigen Stücken nachweisbar sind.

Es konnten folgende Tierarten bestimmt werden:

- A. Haustiere: 1. Schwein; 2. Schaf und 3. Ziege; 4. Rind;
5. Pferd; 6. Haushuhn.
- B. Wilde Tiere: 1. Edelhirsch; 2. Dachs; 3. Biber; 4. Hase;
5. Hecht.

Eine Anzahl wohlerhaltener grösserer Vogelknochen konnte mangels genügenden Vergleichsmaterials nicht sicher identifiziert werden. Herr Dr. H. G. Stehlin in Basel hatte die Freundlichkeit, die Bestimmung zu übernehmen, wird aber erst später darüber berichten können. Die Liste der Wildtiere wird sich also noch vergrössern.

A. Unter den Haustieren steht in der Häufigkeit voran das Schwein. An der stattlichen Reihe der Unterkiefer lässt sich erkennen, dass mindestens 32 Individuen vorhanden sind, nämlich 14 Ferkel im Milchgebiss, 11 junge Tiere in allen Stadien des Zahnwechsels und nur 7 erwachsene Stücke. Aus den wenigen adulten Unterkiefern und sonstigen Knochen lässt sich nur so viel schliessen, dass die Tiere nicht über die Grösse der alten Torfschweinrasse hinausgehen. Wildschwein konnte nicht konstatiert werden.

An zweiter Stelle stehen die Reste von Schaf und Ziege. Da wiederum jugendliche Knochen stark dominieren, ist die bekanntlich sehr heikle Unterscheidung der beiden Arten erst recht erschwert. Auch hier sind die Unterkiefer am stärksten vertreten und lassen mindestens 24 Individuen erkennen, von denen nur 4—5 erwachsen sind. Davon scheint mir zwar der Hauptanteil auf das Schaf zu entfallen; aber absolut sicher und charakteristisch ist nur ein rechter Mittelhandknochen. Ebenso ist die Ziege nur an 2 unvollständigen Hornzapfen mit Sicherheit, mit grosser Wahrscheinlichkeit auch an einem sehr stattlichen Unterkieferfragment zu erkennen. Die Schaf-Reste gehen nicht über die Masse des alten Torfschafs der Literatur hinaus; die beiden Hornzapfen

der Ziege, besonders aber auch das erwähnte Unterkieferfragment könnten auf eine der Torfziege an Grösse überlegene Rasse bezogen werden.

Das Rind ist schwächer vertreten. Nach den Unterkieferresten können 5, nach den Fussknochen vielleicht 6 Tiere unterschieden werden. Davon ist nur 1 Stück als Kalb, die übrigen als jüngere erwachsene Tiere zu betrachten; einzelne Oberarmknochen könnten auch stattlichen Exemplaren angehören. Deformationen, besonders Exostosen, wie sie, zwar schwächer, auch etwa bei Schwein und Schaf vorkommen, sind mehrfach vertreten und scheinen ausgeprägte Stallhaltung zu verraten. Über die Rasse lässt sich auch hier nur aussagen, dass sichere Reste grösserer Rinderrassen fehlen und das vorhandene Material den kleinern, vom Torfrind abzuleitenden Formen am nächsten steht.

Merkwürdig und besonders zufällig erscheint die Beteiligung des Pferdes mit nur 4 Stücken, je einem obern und untern Backzahn, einem rechten Oberarm-Fragment und einem guterhaltenen Mittelfussknochen. Die Dimensionen würden ein kleineres Pferd von eher orientalischem oder helvetisch-gallischem Typus ergeben.

Vom Haushuhn liegt bis jetzt nur ein sicherer Oberarmknochen vor. C. Keller¹⁾ fand im Schloss Hallwil (8.—12. Jahrhundert) und in der Gesslerburg bei Küssnacht (13.—14. Jahrhundert) eine grosse Anzahl von Resten des Haushuhns; in Oberwangen scheint also das Huhn weniger gezüchtet worden oder weniger auf den Tisch gekommen zu sein als in jenen andern Schweizerburgen. Dafür mag das noch zu untersuchende, früher erwähnte Federwild einigen Ersatz geboten haben.

B. Von wilden Tieren ist zunächst der Hirsch vertreten, aber nur mit einigen Geweihfragmenten und einem sehr jungen Extremitätenknochen, wiederum also mit ausgesprochenen Zufallsresten. Es lassen sich ein basales Geweihstück nebst einem zweiten Fragment einem jüngern Tier (etwa Achtender), zwei grössere Endfragmente einem ältern (etwa Zwölfender) zuschreiben, während der jugendliche Mittelhandknochen einem Hirschkalb angehört. Das ergibt immerhin 3 Individuen in diesen wenigen Resten.

Der Dachs hat zwei Stücke geliefert, deren Grössenverhältnisse den heutigen sehr gut entsprechen. Es sind ein vorn abgebrochener, sonst ziemlich kompletter Hirnschädel ohne zugehörigen Gesichtsteil und eine ziemlich gut erhaltene Unterkieferhälfte. Sie bieten insofern eine besondere Schwierigkeit, als sie starken Fettgehalt aufweisen und daher jünger aussehen als alle übrigen Tierreste der Fundstelle. Es wäre denkbar, dass es sich um ein nachträglich in der zur Ruine gewordenen

¹⁾ C. Keller, Geschichte der Schweizerischen Haustierwelt, 1919.

Burg heimisch gewordenes und hier verendetes Tier handelt; da aber gar keine andern Knochen des Dachses vorhanden sind und die Fundumstände auch keine Anhaltspunkte für diese Annahme bieten, darf man vielleicht einen vollgemästeten Herbstdachs als Lieferanten dieser Reste voraussetzen.

Bemerkenswert ist der Biber, der mit zwei rechten Unterkiefern, also in 2 Individuen vertreten ist. Der Biber ist zwar in den Pfahlbauten ziemlich häufig und wurde unlängst wieder im neolithischen Pfahlbau Thun¹⁾ und in den neuuntersuchten Pfahlbaustationen am Zürichsee (Utoquai, Männedorf, Horgen, dazu Ossingen am Hausersee 1932, Obermeilen 1935)²⁾ nachgewiesen. Belege aus späterer Zeit sind aber nicht häufig, in der Schweiz offenbar sogar bis jetzt sehr selten. Z. B. fehlt er in den nun schon sehr reichen Tierresten aus der helvetisch-römischen Ansiedlung der Engehalbinsel bisher gänzlich; C. Keller nennt ihn in seinen Untersuchungen mittelalterlichen Burgen nirgends, und eine Enquête von A. Girtanner aus den 80er Jahren³⁾ kennt auch keine sichern Belege. Dagegen soll nach Girtanner der Biber noch anfangs des 15. Jahrhunderts in der Gegend von St. Gallen sehr häufig und auf der Klostertafel eine geschätzte Fastenspeise gewesen sein; Konrad Gesner nennt ihn noch «ein wohlbekannt Tier», und nach Fatio hätte er «ganz gemein bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts» an Flüssen und einigen Seen gewohnt. Sein Aussterben wird bald in die Mitte des 18., bald in den Anfang des 19. Jahrhunderts verlegt, ohne dass freilich exakte Unterlagen für diese Vermutungen vorhanden wären. Nach diesen Literaturangaben ist also das Vorkommen des Bibers in den Küchenabfällen unserer Burg nicht verwunderlich; er kann auch «geschätzte Fastenspeise» gewesen sein. Die beiden Unterkieferhälften sind aber ein tiergeschichtlich sehr wertvoller Beleg und für unsere Gegend eine bedeutsame Ergänzung zu den zahlreichen Biberresten aus den Pfahlbauten des Moosseedorfsees.

Die Dimensionen sind übrigens stattlich; zwar ist der Vorderteil beider Unterkieferhälften mit dem Schneidezahn abgebrochen, aber aus der Länge der Backzahnreihe resp. der Alveolarreihe lässt sich, wie das auch E. Kuhn für Obermeilenerstücke getan hat, ein Vergleich mit den

¹⁾ H. G. Stehlin, Säugetierreste. In: Der neolithische Pfahlbau Thun. Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Bern 1930.

²⁾ E. Kuhn, Beiträge zur Kenntnis der Säugetierfauna der Schweiz seit dem Neolithikum. *Revue Suisse de Zoologie*, T. 39, 1932.

E. Kuhn, Die Fauna des Pfahlbaus Obermeilen am Zürichsee. *Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft Zürich* 1935, 3. und 4. Heft.

³⁾ A. Girtanner, Geschichtliches und Naturgeschichtliches über den Biber. St. Gallen 1885, S. 15 ff.

Messresultaten früherer Autoren, besonders auch mit den von Rütimeyer¹⁾ untersuchten Pfahlbau-Bibern, ziehen. Kuhns Stücke stehen mit 38 mm an der obern Grenze, das grössere von Oberwangen erreicht 37 mm.

Vom Hasen sind in 7 Stücken Reste von mindestens 3 Individuen vorhanden. Auch diese Knochen gehören stattlichen erwachsenen Exemplaren an.

Eine Anzahl von zirka 25 grossen Fischwirbeln muss trotz einigen Schwierigkeiten dem Hecht zugeschrieben werden; noch heute kommen ja sehr grosse Exemplare dieses Fisches, z. B. in den Juraseen, öfters vor.

Zu diesen Wildtierarten werden noch einige Vögel kommen, neben Hühnervögeln auch ein grösserer Stelzvogel; die Burgbewohner haben also auch dem Flugwild nachzustellen verstanden.

Überblickt man die besprochene Tierliste, so fallen auch die Lücken auf. Dass der Hund unter Küchenabfällen fehlt, ist leicht verständlich; Hallwil und Küssnacht haben aber Reste geliefert, und die aus Th. Studers Erbe erwachsene grosse kynologische Sammlung des Bernischen Naturhistorischen Museums könnte eine Vervollständigung durch mittelalterliche Hunde-Reste sehr gut brauchen. Die Hauskatze, die bekanntlich erst recht spät nördlich der Alpen heimisch wurde, könnte überhaupt noch gefehlt haben. Keller nennt sie nur von Hallwil.

Unter den wilden Tieren vermisst man besonders Wildschwein und Reh, die sicher noch häufig waren, wie auch Fuchs und Fischotter wohl noch ihre Pelze liefern mussten (Keller erhielt aus Schloss Hallwil fünf Fuchsschädel); auch Reste des Bären wären von einer so gut datierbaren Stelle wertvoll. Neben den Zufälligkeiten der Erhaltung resp. Nichterhaltung können aber auch lokale oder saisonale Häufigkeitsunterschiede mitgespielt haben.

C. Keller hat seine Materialien aus mittelalterlichen Burgen zu ziemlich weitgehenden Schlüssen über die Rassenverhältnisse der damaligen Haustiere benutzt. Wie schwierig aber diese Fragen tatsächlich sind, zeigen z. B. für die Hornzapfen der Hohlhörner Duerst²⁾ und Traininas³⁾ in neueren Arbeiten; ebenso stellen die Untersuchungen von Reitsma⁴⁾ bisher ziemlich allgemein anerkannte Ansichten über die

¹⁾ L. Rütimeyer, Untersuchung der Tierreste aus den Pfahlbauten der Schweiz. 1860. L. Rütimeyer, Die Fauna der Pfahlbauten der Schweiz. 1862.

²⁾ J. Duerst, Das Horn der Cavicornia. Denkschriften der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft. 1926.

³⁾ D. Traininas, Beiträge zur Kenntnis der Haustiere der römisch-keltischen Ansiedlung auf der Engehalbinsel bei Bern. Diss. med. vet. Bern. 1933.

⁴⁾ Jr. G. G. Reitsma, Zoologisch Onderzoek der Nederlandsche Terpen, Erste Gedeelte: Het Schaap. Wageningen 1932.
Tweede Gedeelte: Het Varken. Wageningen 1935.

Pfahlbaurassen von Schaf und Schwein wieder in Frage. Es ist daher besser, das immerhin bescheidene Material von Oberwangen nicht zu voreiligen Folgerungen zu benutzen und aus ihm nicht mehr herauszulesen, als bereits geschehen ist.

Die Tierreste von Oberwangen bedeuten eine wertvolle Bereicherung der geschichtlich-osteologischen Sammlungen des Berner Naturhistorischen Museums. Es wäre sehr zu wünschen, dass bei Burgen-Grabungen den Knochenresten überall die gleiche Aufmerksamkeit zugewendet würde; es sind hier für die Geschichte der schweizerischen Tierwelt noch grosse Lücken auszufüllen. Auch die Knochen der kleinen Säugetiere und Vögel und selbst die Schneckenschalen können sich unter Umständen als sehr nützlich und interessantes Material erweisen.

D. Die Funde von Skeletten.

Zu den schon erwähnten Skelettfunden, die alle in einiger Tiefe und auf annähernd gleichem Niveau lagen, kommt noch ein Kinderskelett auf der Innenseite der Südmauer hinzu, das in geringer Tiefe gefunden wurde. Es besteht die Wahrscheinlichkeit, dass auf dem Kehrübelen ein Friedhof bestand, etwa der nachkarolingischen Zeit, und dass man den Wohnturm in diese Gräber hineinbaute, ohne sich um die Knochen zu kümmern. Das würde uns am besten die teilweise Übermauerung von Skelett 1 auf der Aussenseite der Südmauer erklären.

Die Knochen der verschiedenen Skelette wurden sorgfältig gesammelt und an das Anthropologische Institut in Zürich eingesandt, dessen Direktor, Herr Professor Dr. O. Schlaginhaufen, die Untersuchung durchführen wird.

E. Waffen, Geräte, Schmuck und Münzen.

Waffen.

Unter den Waffen stehen an erster Stelle 14 Bolzenspitzen aus Eisen: Sie haben eine Länge von 4,9–6,2 cm und bestehen aus einer massiven, vierkantigen Spitze und eben so langer Dülle. Es lassen sich drei Typen nachweisen:

- a) Blattförmige Spitze, aus dem Latènetypus hervorgegangen. Abb. S. 92.
- b) Vierkantige Spitze mit leichter Schweifung in eine Dülle auslaufend. Abb. S. 92.
- c) Spitze mit scharfer Absetzung zur Dülle. Abb. S. 92.

Von der Armbrust, der Hauptschusswaffe der damaligen Zeit, ist nur eine Nuss aus Knochen erhalten, von zylindrischer Form, Durchmesser 2,8, Höhe 2 cm. Sie diente zur Aufnahme der Armbrustsehne.

Geräte.

Ein viereckiger Sandstein (13 × 12 cm) mit kreisrunder Vertiefung in der Mitte, vielleicht als Ampel dienend?

Von sieben Eisenmessern ist nur eines ganz erhalten. Länge 17 cm, Breite 2,3 cm mit kurzer, spitzer Griffangel und vorn schräg zur Spitze abgesetzt.

Acht Schlüssel aus Eisen, verschiedener Grösse, 3,8–9 cm Länge, zeitloser Form, die vom Mittelalter bis in die Neuzeit vorkommen.

Zwei Eisenbeschläge, in Griffangel oder halboffene Dülle auslaufend.

Überreste von Pferdehufeisen kleiner Form.



Bolzenspitzen, Sporn und Zierscheibe von Oberwangen.

Verschiedene längliche Steine, flach geschliffen, als Wetzsteine für Messer und Sichel dienend, zwei oben mit Ösen. Länge 7,9–12,4 cm.

Zwei Spinnwirtel aus Ton, der eine flach, Durchmesser 3,2 cm, der andere kugelig, leicht glasiert, 1,5 cm hoch.

Zwei Handgriffe aus Knochen, unverziert; zwei verzierte Messergriffe mit Schrägstrich- und Kreisverzierung.

Ein geschwungener Eisensporn. Bügel aus schmalem Flacheisen, hochgeschwungen, U-förmig, mit konischem Stachel, nach der Bestimmung des Herrn Direktors R. Wegeli 13. Jahrhundert. Abb. S. 92.

Tonscherben:

- a) eine Terra Sigillatascherbe;
- b) mehrere Randscherben aus dunkelgrauem Ton, die eine mit Wellenverzierung.

Schmuck.

Eine Elfenbeinperle, doppelkonisch, mit Schrägstrich- und Punktverzierung. Höhe 1,2, Durchmesser 1,5 cm.

Eine Zierscheibe aus Bronze mit Darstellung eines Adlers auf rot emailliertem Grunde. Durchmesser 2,5 cm. Abb. S. 92.

Münzen.

Die Bestimmung übernahm, wie gewohnt, Herr Direktor R. Wegeli, wie folgt:

1./2. Zwei Halbbrakteaten aus Silber der Abtei Zürich, 12. Jahrhundert. Auf der Hauptseite Torturm in Perlkreis, auf der Rückseite Kreuz mit kleinem Kreise in den vier Feldern.

3. Denar von Chartres. Auf der Hauptseite gekrönter Kopf nach rechts; korumpiert. Auf der Rückseite † CARTIS CIVITAS zwischen zwei Perlkreisen.

4. Denar von Nevers? 1175–81. Guillaume V? Hauptseite: Korumpierte Unterschrift zwischen zwei Perlkreisen. Monogramm (Karolinger?). Rückseite: † GVGELMVS.

Die Denare sind mittelalterliche Münzen, die von den Karolingern übernommen und in ihrem vollen Werte beibehalten worden sind. Die rasche wirtschaftliche Entwicklung in den Niederlanden, in Flandern und Friesland zwang dazu, zu leichteren Denaren überzugehen. Die unheilvollen Bürgerkriege unter Heinrich IV (1056–1106) führten zu einer Verringerung des Denargewichtes und zu der Verschlechterung der äusseren Gestalt. Die Denare wurden leichter und dünner. Da sie zugleich breiter wurden, so wurde das Untergepräge bald auf der Oberseite sichtbar und umgekehrt. Das Münzbild war nicht mehr zu erkennen.

Denare von fast doppeltem Durchmesser (bis 26 mm) und halber Stärke heisst man Dünnpfennige oder Halbbrakteaten. Vgl. F. v. Schrötter, Wörterbuch der Münzkunde 1936.

F. Die Geschichte der Burg und der Ritter von Wangen.

Der Wohnturm auf dem Kehrhübeli in Oberwangen ist mit ziemlicher Sicherheit als der Sitz des Geschlechtes der Ritter von Wangen anzusprechen, der schon von Stettler u. a. in dieser Gegend vermutet worden war. Die nördlich anstossende Turmmatte und das nahe Turmholz im SW sprechen auch deutlich dafür.

Das Geschlecht von Wangen erscheint urkundlich zum ersten Mal:

1142 Cono a Wanges dedit Altaripa quidquid habebat in Arissoles et ibi ab Alemanno a fonte tenebat.

Lib. Donat. Altarip. N. Fr. von Mülinen, Genealog. Fundgrube I/II, S. 247. Gefl. Mitteilung des Herrn Dr. H. Lutz, P.^rD., aus der Familienbibliothek von Mülinen. Die Ritter von Wangen stehen in enger Beziehung mit dem Kloster Hauterive, dem sie Güter schenken.

1228 9. April. Cono de Wanges; Henricus frater eius treten als Zeugen auf in einer Verurkundung über das Kloster Hauterive.

Arch. Etat Fribourg, Hauterive H. n° 2. Gummy, Regeste de Hauterive n° 376, p. 139. Gefl. Mitteilung von Fräulein Jeanne Niquille am Staatsarchiv in Freiburg.

1233–34 Torincus de Rupe, Cono Wanges, milites erscheinen als Zeugen einer Vergabung zugunsten von Hauterive.

Arch. Etat Fribourg, Hauterive 2° suppl., n° 9. Gummy, Regeste de Hauterive n° 406, p. 152. Fontes Rer. Bern II, 129. In der Folge abgekürzt: F R B.

1273 Wilhelmus de Wangen vertauscht seine Güter in Wabern gegen die St. Petersgüter der Deutschherren in Wangen. Unter den Zeugen erscheint Peter von Wangen. F R B III, 44.

1274 Wilhelmus de Wangen et BERCTOLDVS de Nidren^s Wangen sind Zeugen einer Abtretung der Rechte Heinrichs von Egerdon an die capella de Wangen und die Wiesen und Wälder bis zum Forst und Herzwil. F R B III, 75.

1277 Wilhelmus de Wangen ist Zeuge einer Übereinkunft des Priorates von Rüeggisberg mit Girardus de Rüggisberg.

Bibl. cant. Fribourg, Cartulaire de Rüeggisberg, fol. 66. Gefl. Mitteilung von Fräulein Jeanne Niquille vom Staatsarchiv in Freiburg. F R B III, 195.

1278 1. Juli. Borcardus de Bennewile, domicellus überlässt ein direktes Lehen an Uldricus de Marlie und an Henricus de Wanges das Gebiet von Villaret.

- Bibl. cant. Fribourg, Copia Canali L 131, B. 2^e p. 22. Gummy, Regeste de Hauterive n^o 703, p. 261. Gefl. Mitteilung von Fräulein Jeanne Niquille am Staatsarchiv in Freiburg.
- 1280 Heinricus miles de Wangen erscheint als Zeuge einer Schenkung durch Ulrich de Bremgarten an die Johanniter von Buchsee. F R B III, 274.
- 1304 Heinricus a Brulles Dnus Burgensis a friburgo *filius quondam Di Heinrico a Wanges=Nietschi* mit Einwilligung Beschina seiner Frau und Niklaus, Margret und Nicola, seiner Kinder verwt Petern und Marti verpfänden Güter zu Villaret Hans Jacob genannt von Duens, Rudolf, genannt von Duens der Älter und Rudolf, genannt von Duens der Jünger, obiger Beschina Bruder. Altenryf Bl. In N. Fr. von Mülinen, Genealog. Fundgrube I/II, 247. Gefl. Mitteilung des Herrn Dr. H. Lutz, P.^hD. aus der Familienbibliothek von Mülinen.

Aus diesen urkundlichen Belegen geht hervor, dass um 1270–1280 das Geschlecht der Ritter von Wangen in den beiden Trägern Wilhelm und Heinrich blühte. Heinrichs gleichnamiger Sohn war verheiratet mit Beschina von Duens (Düdingen) und nennt sich 1304 nicht mehr Ritter von Wangen, sondern Henricus a Brulles, Ritter und Burger von Freiburg. Er hat seinen Sitz in Wangen nicht nur verlassen, sondern einen Namenswechsel vorgenommen. Einschneidende Ereignisse müssen ihn dazu veranlasst haben.

Heinrich von Wangen war durch Herkunft und Heirat mit der freiburgischen Politik verknüpft.

Die Politik Freiburgs bis 1297.

Freiburg und Bern waren im 13. Jahrhundert eng verbündet. Beide waren seit dem Aussterben der Zähringer 1218 in einer schwierigen politischen Lage. Bern war Reichsstadt geworden, suchte aber vor der umklammernden Politik der Habsburger Anlehnung an das Haus Savoyen. Freiburg ging als Allodialbesitz der Zähringer an die Kiburger über. Beide Städte suchten durch ein Schutzbündnis von 1243 eine engere Verbindung, der vielleicht ein grosser Plan zur Gründung einer burgundischen Eidgenossenschaft zu Grunde lag. Zu diesem Zwecke mussten sie versuchen, die Herrschaft der Kiburger und die Schutzherrschaft der Savoyer abzuschütteln. Dazu schien sich nach dem Tode des bedeutenden Peter II von Savoyen Gelegenheit zu bieten. Freiburg und Bern erneuerten 1271 ihr altes Bündnis und fügten die wichtige Bestimmung hinzu, keine Schutzherren ohne gegenseitiges Einverständnis zu wählen. Aber Rudolf von Habsburg als Vormund der Gräfin Anna von Kiburg

dachte nicht daran, seinen Einfluss in Freiburg aufzugeben. Er verheiratete diese mit seinem Neffen Eberhard von Habsburg-Laufenburg, übernahm 1275 die Schutzherrschaft über Freiburg und zwang die beiden, in ihrer schlimmen Vermögenslage, 1277 Freiburg an seine Söhne zu verkaufen. Freiburg war aus einer kiburgischen zu einer habsburgischen Stadt geworden. Seit der Wahl Rudolfs zum deutschen König war dieser ständig darauf bedacht, das verschleuderte Reichsgut wieder herzustellen, auch in Burgund, wo die Savoyer viele Reichsgüter an sich gerissen hatten. Freiburg wurde zur Operationsbasis gegen Savoyen. Von dort aus konnte der König Rudolf Payerne, Murten und Gümmenen einnehmen und durch Friedensschluss sichern. Bis 1285 gingen Bern und Freiburg zusammen und verweigerten damals dem Herrscher den Gehorsam. Freiburg musste sich unterwerfen, während Bern im Ungehorsam verharrte. Das führte zu den zwei Belagerungen der Stadt Bern 1288/89, die mit der Niederlage der Berner an der Schosshalde abschlossen. Freiburg hatte starken Anteil an diesen Kämpfen, und aus dem einstigen Verbündeten war nun Bern ein gefährlicher Nachbar erwachsen. Ständige Kämpfe folgten.

Es hat den Anschein, als ob seit 1294 Bern und Freiburg an einer friedlichen Lösung der bestehenden Gegensätze verzweifelten und mit Nachdruck die diplomatische Vorbereitung des unvermeidlichen Krieges betrieben. So erneuerte Freiburg sein Schutz- und Trutzbündnis mit Laupen (F R B III, 589) und versicherte sich des Beistandes des Grafen Rudolf von Neuenburg und Nidau, der sich zum Bürger der Stadt hatte aufnehmen lassen (F R B III, 592). Die Verhandlungen zwischen Freiburg und Bern über die Kriegsschäden schleppten sich endlos bis zum Kriegsausbruch dahin.

Bern seinerseits blieb nicht müßig. Es gewann Solothurn im April 1295 für ein Schutz- und Trutzbündnis, in das die Freiburger nur einwilligten, wenn Solothurn auch ihnen schwöre (F R B III, 613). Bern schien nun Freiburg auszustechen, als es im Februar 1296 Ludwig, den Herrn der Waadt, zu einem Bündnis zu gewinnen vermochte unter Widerrufung allfälliger Bündnisse mit Freiburg (F R B III, 639). Zum Schutz gegen die oberländischen Adelsgeschlechter der Weissenburg, Wädiswil und Raron veranlasste es 1296 den Bischof von Sitten zum Burgrecht mit Bern (F R B III, 645). Vollends schien Berns Sache gewonnen, als sogar Ludwig von der Waadt 1297 in Bern Burgrecht nahm (F R B III, 666).

Das Treffen am Dornbühl und bei Oberwangen. 2. März 1298.

Die meisten dieser Rückversicherungen schlugen fehl, als es Ende 1297 zu einer Verschwörung der habsburgischen Anhänger in der Westschweiz

kam, mit Freiburg als Mittelpunkt und mit dem Ziele, die Stadt Bern zu erobern und zu unterwerfen. Während Savoyen neutral blieb, traten diesem antibernischen Bunde bei der Graf von Greyerz, der Graf Rudolf von Neuenburg=Nidau und Berns eigener Bürger, Ludwig von Savoyen, Herr der Waadt. Auch der Adel in der Nähe von Bern folgte diesem Beispiel, indem die Herren von Montenach=Belp, Burgstein und andere nicht genannte sich dem Zuge der mächtigen Herren anschlossen. Bern mahnte die wenigen treuen Verbündeten, die Grafen Hartmann von Kiburg=Burgdorf und die Solothurner zur Kriegshilfe. Am Dornbühl hatte sich das Heer der Freiburger aufgestellt, wich dann aber vor den Bernern und ihren Verbündeten in das Wangental zurück, wo es am 2. März 1298 in der Gegend von Oberwangen eine schwere Niederlage erlitt.

Nach der Überlieferung der Chroniken (*Cronica de Berno, Annales Colmarienses* F R B, III, 704) wurden viele Gefangene gemacht, und es sollen 18 Banner erbeutet worden sein. Dies lässt vermuten, dass der Gegner in ein ungünstiges Gelände abgedrängt wurde, wo er sich nicht mehr wehren konnte. Nach einer alten Überlieferung soll ein Flankenangriff vom Forst her die Entscheidung herbeigeführt haben. Danach wäre das Heer der Freiburger über den Rehag zurückmarschiert und durch einen Flankenangriff in das Sumpfgelände des Wangentals abgedrängt worden, wo sich viele Krieger ergeben mussten.

Der Adel der Umgebung, soweit er sich den Freibürgern angeschlossen hatte, war das erste Opfer der bernischen Truppen. Die Vermutung liegt nahe, dass die Berner die nahe Burg in Oberwangen brachen und einäscherten, deren Herr sich mit dem abziehenden Heere der Freiburger in Sicherheit brachte. Sein Land ging ihm verloren. In Freiburg fand er Unterstützung durch die Bürger und nahm den neuen Namen Heinrich a Brulles an. Durch diesen Schicksalsschlag wurden seine Vermögensverhältnisse zeitweilig erschüttert, wie aus der Verpfändung seiner Güter in Villaret 1304 hervorgeht.

Bern hatte in Aarburgund festen Fuss gefasst. Im Mai 1298 wurde Belp nach 12-tägiger Belagerung erobert und geschleift.
